

zer katholisch-theologische Dissertation, ziemliches Neuland. Daß die Benediktiner im Süden des deutschen Sprachgebietes mindestens seit der frühen Neuzeit in der ländlichen Pfarrseelsorge wirkten und wirken, ist bekannt. Für den Westen Deutschlands fehlten bisher Studien an einzelnen Abteien und Pfarreien. Hier werden nun kurpfälzische Gebiete in Rheinhessen untersucht, vor allem die Pfarrei Schwabenheim, Groß-Winternheim, Udenheim, Schornsheim, samt Filialen, und deren Beziehungen zu den Abteien St. Maximin in Trier, Tholey und zum St. Jakob in Mainz. Seit Ende des 17. Jahrhunderts (Friede von Ryswick 1697) in der Kurpfalz Religionsfreiheit herrscht, sorgt sich der Landesherr um katholische Seelsorger. In Orten, wo vom Mittelalter her seinerzeit noch bestehende Benediktinerabteien Rechte und Besitzungen Verbindungen geschaffen hatten, wird diesen nun auch die Seelsorge ermöglicht oder auch aufgedrängt. Das Buch untersucht die neuen Verhältnisse eingehend, mit Gewinn für die Kenntnis der Pastoral, der interkonfessionellen Beziehungen, der Orts- und Familiengeschichte (dank der Register gut auswertbar). Gerade das Fehlen überragender Persönlichkeiten zeigt den Alltag eines mehr im Schatten des großen Barock liegenden Landstriches. Den Benediktinerseelsorgern muß dabei im allgemeinen ein gutes Zeugnis ausgestellt werden; das gewaltsame Ende 1802 traf keine morschen Gemeinschaften. – Unter den aus der Mainzer Abtei Jakobsberg genannten Benediktinern hätte man gern mehr über Gregor Köhler erfahren, da dieser, lange Zeit Militärseelsorger in Mainz, schließlich Professor der Pastoral an der Universität ebenda, durch seine „Anleitungen“ für Seelsorger weit ins Land wirkte; bis lange ins 19. Jahrhundert wurde das Buch gedruckt und benutzt, auffallend vor allem im deutschen Südosten. Vielleicht widmet der Verfasser diesem Zusammenhang weitere Studien. – Festzustellen ist noch die freundliche Sprache und die saubere Verwertung der vielen, vor allem archivalischen Quellen.

*Maria Laach*

*Angelus A. Häußling*

Georg Schwaiger (Hrsg.), *Zwischen Polemik und Irenik. Untersuchungen zum Verhältnis der Konfessionen im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert* (= Studien zur Theologie und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts 31). Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1977. 147 S., DM 32.–.

In dem hier vorliegenden Sammelband sind sieben Aufsätze von unterschiedlichem Gewicht, aber alle von beträchtlichem informativen Wert, enthalten. Sie sind aus Referaten hervorgegangen, die 1975/76 bei gemeinsamen Tagungen der Arbeitskreise Evangelische bzw. Katholische Theologie in Gravenbruch bei Frankfurt und Würzburg gehalten wurden. Die „ökumenischen“ Aktivitäten in diesem der Aufklärung verpflichteten Übergangszeitalter zwischen dem konfessionellen Zeitalter und der kurzfristigen Ära des Neokonfessionalismus werden in interessanten Quer- und Längsschnitten deutlich gemacht. Das Zeitalter der späten „christlichen“ Aufklärung war ja ein Zeitalter der Konfessionskunde wie der Ökumene, die sich jeweils zumindest in tastenden Ansätzen manifestierten: Erst durch die Auswirkungen und Fernwirkungen der – zumindest ambivalent zu wertenden – „Französischen Revolution“ wurden all diese Bemühungen gestoppt und größtenteils neutralisiert.

Georg Schwaiger geht in seinem Vorwort (5–7) kurz auf die Frage des Stellenwertes der Aufklärung für die konfessionskundliche Fragestellung ihrer Zeit ein. Eduard Hegel beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Zum Verhältnis der Konfessionen in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts“ (11–28) ausführlich auch mit der Vorgeschichte dieses Verhältnisses. Wichtig sind die Verweise auf die Funktion des Sozialprestiges (13), auf die am Modellfall Köln aufgezeigte Bedeutsamkeit des Fremdenrechtes (14), auf die Fragwürdigkeit des Simultaneums (16), auf die Bedeutsamkeit der Declaratio Silesiaca von 1777 (17) und auf die unterschiedliche Toleranzlage in Österreich und Preußen (18 f.). Ungut wirkt die Verwendung des ideologischen Begriffes einer „konsequenten Aufklärung“ (17), völlig

irrig ist die Zuordnung der Vertreibung der Salzburger 1731 ff. zu den Bestimmungen des IPO: Firmian vertrieb die Salzburger nicht aufgrund des Westfälischen Friedens (auch nicht als „späte Berufung“ auf diesen), sondern um dessen Auswirkungen zu entgehen: Bekanntlich hat er die Salzburger als Auführer und Anhänger einer neuen „unerhörten“ Sekte durch Rall hinstellen lassen, um sich nicht an das IPO halten zu müssen – und erst nach erfolgter Vertreibung auf das IPO rekurriert! Sehr plastisch schildert Hegel die katholischen „Aufholungsbemühungen“ im ausgehenden 18. Jahrhundert (19), etwa durch Ausbildung des begabten Priesternachwuchses an protestantischen Universitäten und durch die Verwendung protestantischer Lehrbücher, würdigt den ökumenischen Zirkel um Fürstenberg und die Gallitzin in Münster (20), verweist auf Hontheims im Zusammenhang mit der Kaiserwahl Karls VII. konzipiertes sensationelles Werk mit seinem Rekurs an die „ecclesia primitiva“ [ob freilich der „Febronius“ wirklich ein „Bestseller“ (21) war?], auf die ökumenischen Bemühungen der Fuldaer Benediktiner 1768–1782, die erst durch ihre Zurückweisung durch Pius VI. unterbunden wurden (23), auf die schriftstellerischen Wiedervereinigungspläne des Donauwörther Benediktiners Beda Mayr (23 ff.), vor allem aber auf die – durch das Vordringen der napoleonischen Armeen nur kurzfristig realisierten – Versuche, eine gemeinsame paritätisch besetzte Theologische Fakultät für Protestanten und Katholiken zu schaffen, die in Heidelberg, Fulda und Münster unternommen wurden (24 ff.). Hegels Resümee (26): „Die Protestanten haben zwar die – nach Hegel durch eine „Unionseuphorie“ (25) gekennzeichnete – Entwicklung im katholischen Bereich zur Kenntnis genommen und auch begrüßt, aber sich Unionsversuchen gegenüber distanziert verhalten“, ist sicher zutreffend, müßte aber wohl etwas modifiziert werden.

Ausführlich geht Philipp Schäfer auf die Thematik „Die Einheit der Kirche in der katholischen Theologie der Aufklärungszeit“ (29–47) ein und konzediert, daß „die Einheit der Kirche in der Jesuitenschule bis hin zu Benedikt Stattler (1728–1797) vom Petrusamt her gesehen“ wurde (30). Er würdigt die Versäglichung der Polemik (die bis ins ausgehende 18. Jh. allenthalben auch in Kontroverspredigten, 17, vorgetragen wurde) durch den Pollinger Augustiner Eusebius Polling (1692–1775), dem noch der Glaube „als eine selbstverständliche, unangefochtene Größe der Gesellschaft“ erscheinen konnte (32), die in der Aufklärungszeit ermöglichte persönliche Achtung und Freundschaft zwischen konfessionsverschiedenen Theologen (34), die [doch wohl überzeichnete] „unkritische“ Übernahme des Rationalismus durch Felix Anton Blau und Benedikt Werkmeister (34 ff.), die aufgrund ihrer historischen Ausrichtung wie ihres Vernunftbegriffes die Unfehlbarkeit der Kirche nicht akzeptieren konnten, und – besonders liebevoll – die „kritische Aufnahme der rationalistischen Philosophie“ durch Stattler, Mayr, Weist, Scharz und Schwarzhueber (36 ff.), die entweder die Unfehlbarkeit der Kirche um ihrer Brückenfunktion zwischen Wissen und Glauben (37) oder um ihrer Verbürgung aller positiven Religion willen (41) forderten. Daß dem in der Praxis (Ingoldstädter Universitätspolitik, Münchener Bücherzensur) zu Recht starrköpfige Härte attestierten Benedikt Stattler gleichzeitig ein „erstaunliches Entgegenkommen“ bescheinigt wird (38), weil er von seinem probabilistischen Standpunkt aus die Berufung evangelischer einzelner zum Heile und „mildes Nachsehen im öffentlichen Bekenntnis einzelner Wahrheiten“ durch die (scil. katholische) Kirche lehren konnte, nimmt doch wunder. Stattler wurde doch wohl primär aus anderen Gründen ein Opfer der Zensurierung. Nach Schäfer war Mayr „wohl beinahe als einziger Theologe dieser Zeit in seinem eigenen theologischen Arbeiten“ „von dem Streben nach einer Vereinigung der getrennten Christen“ geleitet (42), sein Unfehlbarkeitsbegriff war zumindest beachtenswert. Während Schäfer die antikurialistischen Stellungnahmen eher unterbewertet (47 Anm. 53), geht er liebevoll auf die Überleitung der Aufklärung zur Romantik etwa durch Zimmer und Klüpfel ein. Zimmer übernahm etwa die protestantische Dreiamterlehre der Christologie, machte sie der Ekklesiologie so stark eigen, daß „Christus, sein Heilswerk und die Kirche“ „beinahe in eins gesehen“ wurden (44) und durch diese antirationalistische Theologie

der Romantik ein neues triumphalistisches und zentralistisches Kirchenverständnis vorbereitet werden konnte (45).

Wiederum steht das „Ökumenische Bayern“ im Mittelpunkt einer Untersuchung Hans Graßls. Der Besuch dreier Altdorfer Theologen in Ingolstadt, der bald indizierte „Erste Schritt“ Mayrs, die (auch in 83 Schriften ausgetragene) Kontroverse um den Exorzisten Gassner, die zur folgenschweren Begegnung zwischen Sailer und Lavater führte, lassen Graßl („Katholische Unionsprojekte des 18. Jahrhunderts und ihre Folgen“, 48–57) in dem Jahre 1778 ein „Epochenjahr der neueren bayerischen Geistesgeschichte“ sehen (48). Sailer, der auch hier nicht mit Blanke als geistlicher Sohn Lavaters gewertet (52) und in seiner Beziehung zu Mayr und Stattler hinterfragt wird, wird liebevoll gewertet, Nicolais „Aufklärungsfanatismus“ (54) ebenso erwähnt wie Goßners Schicksalsweg (54). Tatsächlich war Bayerns „Aufbruch zur Romantik“ von einer Position Sailers aus möglich, die, das Leid der Verfolgung und Spaltung einkalkulierend, sich 1790 so artikulieren konnte: „Die Gelehrten verlieben sich in sich zuerst, hernach in ihre Begriffe und lassen indes ihr Herz dem Neid, dem Hochmuth und anderen Leidenschaften über.“

Auf dem Hintergrund des letzten europäischen Konfessionskrieges, des zweiten Villmerkrieges von 1712, zeigt Andreas Lindt in seiner Studie „Zum Verhältnis der Konfessionen in der Schweiz im 18. Jahrhundert“ die Bedeutung des etwa durch Samuel Lutz repräsentierten schweizerischen Pietismus auf, der erstmals – wenn auch kurzfristig – zu einer ökumenischen Würdigung des Luthertums in der Schweiz führen sollte (59), würdigt das „helvetische Triumvirat Werenfels-Turretini-Ostervald auf seiten der „Vernünftigen Orthodoxie“ und geht anschließend auf Urs und Felix Balthasar auf seiten der katholischen Aufklärung ein. Aufgrund des extremen Konfessionalismus in den Schweizer Landgemeinden wie der verhärteten konfessionellen Situation nach dem Bruderkrieg kam es in der Schweiz zu einem extremen Gegensatz durch einen forcierten überkonfessionellen Supernationalismus, den „Helvetismus“, der sich in Lavaters Schweizerliedern („wir reden nicht, wir stammeln“, 63) ebenso manifestierte wie in Iselins Forderung nach „Toleranz für den Unglauben“ (62) oder in der 1786 postulierten Reform der Berner Akademie durch den Berner Patrizier Karl Viktor von Bonstetten, der die Professur für Kontroverstheologie in eine für Naturwissenschaft verwandelt wissen wollte, da „die Kenntnis der Geschichte der Wanzen“ „auch für den künftigen Pfarrer nützlicher“ „sei“ „als die Kenntnis der theologisch-konfessionellen Streitfragen“ (65). Freilich konnte auch in diesem Kontext die Solothurner St. Ursenkirche im ökumenischen Sinne 1763–1773 künstlerisch ausgestaltet und unter Verzicht auf Heiligendarstellungen christologisch, ja christozentrisch ausgerichtet werden (66).

Zwei Detailstudien wenden sich dem ersten katholischen Tübinger Dogmatiker und Dogmengeschichtler bzw. dem Sulzbacher Verleger der van Eß'schen Bibelübersetzung zu. Josef Rief zeigt in „Christliche Kirche und christliche Kirchenparteien. Die Konfessionen im System Johann Sebastian Dreys“ (102–123) Dreys organisches Denken, seinen – ursprünglich Feßler recht ähnlichen – Religions- und Kirchenbegriff (103 ff.), sein organisches Denken (108), seine in die Symbolik einmündende Apologetik (115), seine zukunftsweisende Anthropologie (117) auf. Der drohende Indifferentismus wird durch Dreys Religionsverständnis abgewehrt: Religion ist die gemeinsame Basis der branchenmäßig gesehenen „Kirchenparteien“ – unbewußt nimmt Drey ja wohl die von ihm freilich anders nuancierte Terminologie von 1805 auf –, die zugleich „der wirksame Anstoß zu Verankerung des Christlichen in den Tiefen des Menschengewisses“ (118) ist. Karl Gerhard Steck wendet sich (124–147) der bisher viel zu wenig beachteten Verlagsgeschichte zu: „Kommerz und Konfession. Zum Programm des Sulzbacher Verlegers Johann Esajas (von) Seidel 1758–1827“. Unter Auswertung der 4 000 Blatt der Kopalbücher Seidels zeichnet Steck ein informatives Bild des Verlegers katholischer wie protestantischer Literatur, der Bibeldrucke, Erbauungsbücher (Heinrich Witschel und Franz Volkmar Reinhard), aber selbst die anlässlich des Reformationsjubiläums verfaßte

schärfste antireformatorische Polemik (die Luther anonym als Wahnsinnigen hinstellte) verlegte, um die katholische Kundschaft zu halten (130), sich der ungarischen Nationalsynode von 1822 (133) widmete, den infamen Vorwurf, daß im Protestantismus der „Keim zur Revolution“ liege, zu widerlegen suchte (128) und die These von der Komplimentarität der Konfessionen verfocht (137). Steck stellt abschließend sehr nüchtern die Frage, „ob wir“ „angesichts der heutigen Blüte ökumenischer Reflexion und Programmatik“ „sehr weit über den Sulzbacher Verleger und seine An- und Einsichten hinausgekommen sind“ (138).

Die umfangreichste wie komplexeste Untersuchung legt Friedrich Wilhelm Kantzenbach (68–101) vor: „Polarisierung“. Von der Begegnung der Konfessionen zur Profilierung des kirchlich-politischen Gegensatzes“ (1785–1830). Sich von der Position Georg Mays abgrenzend, das Woellnersche Religionsedikt und seine Folgen analysierend (72 ff.), streicht Kantzenbach vor allem die politischen Konsequenzen und Voraussetzungen der theologischen Auseinandersetzungen heraus. Die Lektüre dieses Sammelbandes ist dringend zu empfehlen.

Wien

Peter F. Barton

Beda Bastgen, Die Besetzung der Bischofssitze in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, herausgegeben und bearbeitet von Reimund Haas, I.–III. Teil, München (Omnia Mikrofilmtechnik Friedrich Ziffer) 1978. 322 + 288\* S.

Auf die Notwendigkeit personenbezogener Geschichtsbetrachtungen hat erst jüngst Karl Dietrich Bracher (F.A.Z. 27. 8. 1979, S. 19) hingewiesen. Für das wichtige Gebiet der Geschichte des Verhältnisses von Kirche und Staat kommt der Person der Bischöfe eine zentrale Bedeutung zu. In der Auswahl dieser Männer spiegelt sich das mannigfache Zusammenwirken von Kirche und Staat wider, insbesondere im für das Verhältnis Kirche–Staat belasteten 19. Jahrhundert. Der evangelische Kirchenhistoriker Carl Mirbt hat schon 1926 die Bedeutung der Geschichte der (katholischen) Bischofswahlen betont. Den ersten Versuch in dieser Richtung hat der evangelische Kirchenrechtslehrer Emil Friedberg bereits 1874 unternommen in seinem Werk „Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Katholischen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staat. Mit Actenstücken“, 2. Bde., Leipzig 1874, das für die Erforschung der Geschichte der Bischofswahlen auch heute noch unentbehrlich ist. Friedbergs einseitige Festlegung auf die staatlichen Akten ist erklärlich, da erst 1881 das Vatikanische Geheimarchiv für die Benutzung der kirchlichen Akten bis 1846 geöffnet wurde. Erst Bastgen hat sich an die systematische Erforschung dieser Seite herangewagt. Eine ganze Fülle von Monographien, Quellenpublikationen und Aufsätzen zeugt davon. Die Besetzung nahezu aller deutschen Bischofsstühle in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Bastgen erforscht. Erwähnt sei sein gewichtiges Werk „Bayern und der Heilige Stuhl in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, 2 Bde., München 1940. Als letzte Monographie hat der am 4. 5. 1946 als Benediktiner der Abtei Schäftlarn (Oberbayern) verstorbene Beda Bastgen (Beda = Klostername; die frühen Publikationen unter dem Namen Hubert Bastgen) das o. a. Werk (erstmalig) 1941 vorgelegt, das nunmehr als Reprint in der Bearbeitung von Reimund Haas erschienen ist.

Das abgegriffene Wort „Habent sua fata libelli“ ist angesichts der verwickelten Geschichte der Herausgabe dieses Werkes angebracht. Bastgen hatte sein Buch nach langjährigen Vorarbeiten 1941 in Paderborn zweibändig erscheinen lassen. Politische Umstände verzögerten die Auslieferung; durch Bombenangriffe wurde nahezu die gesamte Auflage vernichtet. Da nur wenige Exemplare des ersten und noch weniger des zweiten Bandes erhalten geblieben waren, hatte die Kirchengeschichtsforschung bis auf wenige Ausnahmen keine Notiz von Bastgens grundlegender Arbeit genommen. Dennoch konnten „Eingeweihete“ dank einer privaten Mikroverfilmung das Werk benutzen. Dank den Bemühungen von Bearbeiter und Verlag kann nunmehr Bastgens Werk einem größeren Forscherkreis zugänglich gemacht